

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

259

Donnerstag, den 29. December 1842.

## Der geheimnißvolle Gast.

(Fortsetzung.)

Ulberto ging vor Wuth knirschend hinab, um den Thormächter von dem gefaßten Entschlusse zu benachrichtigen. Vor den Fenstern des Zimmers, in welchem die Zusammenkunft Statt gefunden hatte, lag ein freyer Rasenplatz, welchen die Räuber überschreiten mußten, um zu dem von den Damen und der Dienerschaft bewohnten Theile des Schlosses zu gelangen. Auf diesen Platz begab sich der Kaufmann, nachdem er noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Damen zu beruhigen. In wenigen Minuten waren die Thore geöffnet, und die Räuber fanden sogleich den Weg zu der Stelle, wo Rolandi stand. Sie drangen vor, und ohne ihres gegebenen Wortes zu gedenken, drückten sie ihren Unwillen über die Verzögerung des Einlasses aus. Ein Schrey des Schreckens, den die im Zimmer zurückgebliebenen Damen ausstießen, zog Rolandi's Aufmerksamkeit für einen Augenblick nach den Fenstern. Unterdessen hatte sich der den übrigen Räubern vorangeeilte Auführer dem Fremden genähert, und war im Begriffe, ihn zu ergreifen, als der Letztere sich langsam drehte und einen kalten, ernsten Blick auf ihn warf. Die Wirkung dieses Blickes auf den Räuberhauptmann war völlig elektrisch. Seine Waffe, welche er erhoben hatte, während er sich anschickte, den Kaufmann mit der Linken zu ergreifen, sank auf den Boden, und er fuhr zusammen, gleich einem gemißhandelten Hunde.

Rolandi sprach kein Wort; er würdigte den Räuber keines zweyten Blickes, sondern winkte ihm gebieterisch mit der Hand, sich zu entfernen, und ging, ohne zu den Damen zurückzukehren, auf sein Zimmer.

Der Räuberhauptmann schaute dem geheimnißvollen Fremden nach; er schien erst seine Fassung wieder zu gewinnen, als Rolandi unter dem Portal verschwunden war. Dann sammelte er eiligst seine Leute, welche erstaunt dem ihnen unerklärbaren Benehmen ihres Auführers zugehört hatten; und in wenigen Minuten hatten die unwillkommenen Gäste das Schloß geräumt. —

„Nun Bianca,“ sagte Emilia am folgenden Morgen, als Beyde mit einander ihren gewöhnlichen Spaziergang im Garten machten, „was denkst du jetzt von unserem Gast?“



„Ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll,“ erwiderte Bianca; „er ist ein außerordentlicher Mensch, und ich gestehe, daß ich ihm nicht allein sehr dankbar bin für die Rettung aus der Gefahr, sondern daß er mich aufs Höchste interessirt hat. Daß er kein gewöhnlicher Charakter ist, scheint mir keinem Zweifel unterworfen zu seyn, aber wie ein Mann durch einen einzigen Blick eine ganze Räuberbande in Schrecken setzen und verjagen kann, begreife ich nicht. — Wofür hältst du ihn?“

„Ich habe lange darüber nachgedacht,“ antwortete Emilia, „und kann mir nur Eine Lösung des Räthsels denken.“

„Und welche ist das?“

„Daß er der Anführer der Bande ist, und daß der Andere, welcher sie gestern Abend führte, unter seinen Befehlen steht. Ohne Zweifel hat ihn die Dankbarkeit angetrieben, uns zu beschützen.“

„Es würde mir sehr leid thun,“ sagte Bianca, „wenn deine Muthmaßung sich bestätigen sollte; und doch, ich gestehe es, hat sie viel Wahrscheinliches.“

„Denke nur,“ sagte Emilia scherzend, „wie romantisch es seyn würde, einen schönen Räuberhauptmann zu lieben!“

„Das Romantische,“ erwiderte Bianca ernst, „kann kein Verbrechen beschönigen; und wäre der Antheil, den ich an dem Fremden nehme, noch weit größer, als er wirklich ist, der Abscheu vor seiner Schuld würde ihn völlig auslöschen.“

Eine Wendung in ihrem Spaziergange brachte sie zu einem alten Monumente, auf dessen Piedestal — der Fremde schlummerte.

„Da ist er!“ rief die lebhaftige Emilia; „und fest schlafend, so wahr ich lebe. Er sey wer er wolle, ich will mir ein Paar Handschuhe gewinnen!“ Und ohne sich durch die abmahnende Bianca zurückhalten zu lassen, berührte sie seine Stirn mit den Lippen und eilte davon.

„O du thörichtes, unbesonnenes Mädchen!“ rief Bianca, als sie die Davoneilende eingeholt hatte. „Wie konntest du dich und mich der Gefahr einer Verlegenheit aussetzen, welche des Fremden Erwachen uns zugezogen haben würde! Was würde dein Lorenzo denken, wenn er dieß erführe?“

„Was er denken würde, weiß ich eigentlich nicht,“ erwiderte Emilia lachend; „aber ich glaube, er würde erschrecklich eifersüchtig werden und den Fremden herausfordern. Darum soll er kein Wort davon wissen.“

„Du bist ein leichtfertiges Mädchen,“ sagte Bianca; „und wenn du als Frau nicht ehrbarer wirst, so bedauere ich deinen Lorenzo.“

„Und dennoch,“ erwiderte Emilia, plötzlich ernst werdend, „wollte ich, daß dieß Alles wäre, was er zu fürchten hat.“

„Was meinst du?“ fragte Bianca.

„Ich habe dir mehr als einmal meinen Verdacht über die Zusammenkünfte mitgetheilt, welche hier seit einiger Zeit unter dem Vorhitz des Marschese gehalten werden. Die Heimlichkeit, welche dabey beobachtet wird, läßt einen gesekwidrigen Plan vermuthen. Ich habe überdieß bemerkt, daß Lorenzo der Sippschaft verhaßt ist; denn man hat sich überzeugt, daß seine Besuche einen andern Zweck haben. Ich habe indessen eine zu gute Meinung von seinem Verstande, um zu fürchten, daß er sich zum Werkzeuge unlauterer Absichten machen werde.“



„Ich glaube bemerkt zu haben,“ sagte Bianca, „daß er bey seinen letzten Besuchen zurückhaltender und ernster als gewöhnlich war.“

„Diese Veränderung in seinem Wesen ist mir keineswegs entgangen,“ sagte Emilia; „er hat mir aber auf meine Fragen nur ausweichende Antworten gegeben.“

„Du hast wohl keine Ursache, seinetwegen in Sorgen zu seyn; allein der Marchese ist ehrgeizig und listig genug, um einen festern Charakter als Lorenzo in seine Netze zu ziehen.“ —

Die Damen kehrten ins Schloß zurück, und sahen Nichts mehr von dem Fremden. Gegen Abend kam ein Bothe mit der Nachricht, daß der Marchese mit seinen Söhnen und mehreren seiner Freunde am Nachmittag des folgenden Tages im Schlosse eintreffen werde. Diese Nachricht hatte wenig Erfreundes; denn auch abgesehen von den Vermählungsplänen des Marchese und von der Zudringlichkeit seines Sohnes, der die arme Bianca unablässig verfolgte, waren die unangenehmsten Folgen von der Anwesenheit des Fremden zu fürchten. Die beyden Freundinnen wurden daher sehr angenehm überrascht durch die Nachricht, daß Rolandi bey Einbruch der Nacht das Schloß verlassen habe. Er hatte die ihm erwiesene Gastfreundschaft durch einen sehr wichtigen Gegendienst vergolten; allein die Damen wußten nicht, was sie von seinem Mangel an Höflichkeit denken sollten, da er ihnen weder mündlich noch schriftlich Lebewohl gesagt hatte.

Als Emilia sich in ihr Schlafgemach zurückzog, fand sie zu ihrem Erstaunen auf ihrer Toilette ein Paar weiße, seidene Handschuhe nebst einem Billet, welches folgende Worte enthielt:

„Wenn du einen Freund hast, an welchem du einen mehr als schwesterlichen Antheil nimmst, und wenn ihm eine Gefahr drohet, so laß ihn diese Handschuhe an seinem Hute tragen, und sie werden ihn in der Stunde der Gefahr befreien.  
Rolandi.“

Mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen eilte Emilia in das anstoßende Zimmer, wo sie Bianca in eben so hohem Grade überrascht fand, denn Letztere hatte ebenfalls ein Billet von Rolandi auf ihrem Tische gefunden. Es enthielt ein Epheublatt, ein Myrthenreis und folgende Worte:

„Lebe wohl! Dank für deine Gastfreyheit! Wenn dir unter den zu erwartenden Gästen von irgend einer Person Gefahr drohen sollte, so laß das Epheublatt auf den Teller, in den Becher oder das Gebethbuch derselben legen. Dein Feind möge dann beym fröhlichen Gelage oder an heiliger Stätte seyn, so wird er über den Arno fliehen, um nimmer wieder zurückzukehren. Du bist schon Zeuge meiner Macht gewesen; und wenn du wieder genöthigt seyn solltest, deine Zuflucht zu derselben zu nehmen, so stecke in der Frühe das Myrthenreis an deinen Busen, und ehe der östliche Thurm deines Schlosses den Burggraben mit Schatten angefüllt hat, werde ich bey dir seyn.  
Rolandi.“

„Was denkst du nun?“ fragte Bianca nach einer Pause, in welcher die beyden Freundinnen sich verwundert angesehen hatten.

„Daß der Fremde bessern Zeitvertreib hätte finden können, als seinen Scherz mit uns zu treiben,“ antwortete Emilia.

„Ich glaube nicht, daß dieß seine Absicht war,“ antwortete Bianca.



„Du wirst doch nicht glauben, daß diese seltsamen Pfänder die ihnen zugeschriebene Wirkung haben sollten!“ rief Emilia.

„Du wirst gewiß über meine Leichtgläubigkeit lachen,“ erwiderte Bianca, „wenn ich dir sage, daß ich das Epheublatt nach Vorschrift gebrauchen werde, wenn der Marchese uns zwingt, dem Gelage beyzuwohnen, welches er ohne Zweifel bald nach seiner Rückkehr geben wird.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

## Kunstglossen

(bey Gelegenheit der Ausstellung des Gemäldes: „Die Schleyerfindung“ von L. v. Schnorr).

Wenn man das Wesen und die Richtung der modernen Kunst von nur etwas unbefangenen Standpunkte betrachtet, so wird man Resultate gewahren, welche eben nicht zu den erfreulichsten gehören, und wenn die Art der Kunstideen und ihre Verkörperungsweise als ihr nie trügender Puls angesehen werden kann, so scheint sie an einem bedenklichen, aber glücklicherweise galoppirenden Fieber zu leiden. Glücklicherweise, — denn um so eher muß die Krise sich nähern, die da zeigen wird, ob die Kunst noch genug Lebensstoff in sich hat, die nur zu sehr angehäuften febrischen Materie fortzuschaffen, und ein neues kräftiges Leben zu beginnen, oder ob sie mit dem Leichentuche der Trivolität und Bigotterie bedeckt, zu Grabe getragen werden soll.

Während einerseits die Künstler des Genre, ihren schönen Beruf meist ganz verkennend, die hohe Göttinn zur Sclayinn von Sinnensclayen erniedrigen und sich zugleich damit, — gefällt sich andererseits ein zahlreicher Malerschwarm in Darstellungsversuchen von Gegenständen, welche ihrem Wesen nach zu dem Höchsten und Heiligsten gehören und die von jenen frommen und geweihten Künstlern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit einer unerreichten und — seyen wir nur aufrichtig — für jetzt auch unerreichbaren Empfindung dargestellt worden sind, mit einem heiligen Instincte — wenn man so sagen dürfte — der sie zwang, eben so zu malen und nicht anders.

Die Künstler der Gegenwart, welche heilige Gegenstände zum Vorwurfe ihrer Darstellungen wählen, zerfallen in viele Abtheilungen. Die Eine faßt ihren Gegenstand so recht spießbürgerlich auf, man erkennt das Bettlaken, das als Drapperie diente, und die derbe böhmische Magd, die darein gehüllt, die Heilige vorstellen mußte u. s. w. Diese Künstler, die Talentvollen unter ihnen, sollten sich doch lieber dem Genre zuwenden. Sie profaniren ja das, was zu unberechenbarem Schaden wahrer Moralität ohnehin so vielfachen Angriffen ausgesetzt ist. —

Eine andere Gattung ist nicht minder verwerflich. Ich möchte sie die Überschwängliche nennen. Sie macht ihre Studien, wie früher in der altdeutschen, so nun in der altitalienischen Schule, sie macht fleißige Studien und zeichnet wenigstens nicht schlechter als ihre Originale. Dann schraubt sie sich von Zeit zu Zeit zu einem frommen Paroxysmus hinauf, dessen Ausgebirten die geduldige Leinwand oder das sympathische Holz verewigen muß. Da sieht man nun eine symmetrische Composition von drey bis fünf Heiligen: der heilige Kopf gehört dem guten Perugino, der andere Frä Bartolomeo, die Gewänder sind nach Raphael (das Diebswörtlein nach ist in solchen Fällen in Kunst und Literatur schnell bey der Hand) entworfen, da flimmern die Farben und glühendes Gold und Silber soll die Augen des Beschauers blenden. Geht, geht mit eurer gleichnerischen Kunst! Heuchelt nicht mit dem Heiligsten. Die Indifferenz verlacht, die ächte Frömmigkeit verachtet euch, die Kunst erkennt euch nicht an. Es wäre besser, ihr kämet zu euch selber und erkenntet die verlorne Zeit, das gegebene Uergerniß und die unbestechliche Richterstimme der Nachwelt! —



Eine andere Abtheilung umfaßt im engen Raume die einzige Anzahl jener Männer, die in ihrem schlichten natürlichen Sinn die frommen Gefühle ihres Innern durch Formen und Farben wiedergeben. Ihre Bilder zeichnet eben jene Gemüthlichkeit, Hoheit und Genügsamkeit aus, die, mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht, so unwiderstehlich zum Herzen spricht. Sie stehen da in unserer alles Erhabene und Heilige wegphilosophirenden Zeit als die Vermittler einer schönen Vergangenheit mit einer noch schönern Zukunft, als die Brücke zwischen duftigen Alpenmatten, die ein jäher Abgrund, von schäumenden Gebirgswässern durchtoßt, trennt.

Diese Betrachtungen drängen zuletzt unwillkürlich zur Frage, warum denn so viele Talente sich Gegenstände aufzwingen, die ihnen nun einmal nicht zusa- gen und hingegen ein Fach vernachlässigen, das noch so sehr brach liegt, dessen fruchtbarer Boden Blüthe und Ernte verspricht, das Fach der eigentlichen und vorzugsweise der vaterländischen G e s c h i c h t s m a l e r e y? Allein auch hier ist die Antwort leicht, wenn auch nicht tröstlich.

In der Schule lernt der Junge die biblischen Geschichten kennen, und Dank unsern Religionslehrern, meist gut kennen. Man weiß sie so dem kind- lichen Sinn einzuprägen, daß sie für das ganze Leben im Gedächtnisse festhaften. Von der Schule kommt der Knabe an die Akademie, zeichnet nach tüchtigen Mustern, dann nach dem Modell, macht seine Studien nach den berühmtesten Meistern. Jetzt ist der junge Mann flügge geworden, er möchte gleich beym ersten Ausfluge für einen Adler gelten — was thun? R a p h a e l und seine Vor- gänger haben ihren Ruhm in heiligen Darstellungen erworben, die biblischen Geschichten stehen ihm zu Gebote, seine Studien bieten eine Auswahl schöner Köpfe, gute Freunde werden zu Drapperiemodellen gepreßt, die Composition ist Nebending, das von selber kommt, schöne glänzende Farben sind an der Ecke der Weihburggasse zu haben — in sechs Wochen kann er bey verschlossenen Thü- ren ausrufen: Anch' io son pittore! Er hat sich nicht den Kopf zerbrochen, seine Augen nicht mit alten Folianten angestrengt, so ganz einfach und simpliciter ist er ein Raffaellino geworden! — Doch die Sache ist wirklich zu ernst zum Scherze und unsere Enkel werden uns verdammen, weil wir es mit einer der herrlichsten Urkunden des höhern Ursprunges der Menschheit, mit der Kunst, so leicht genommen, und uns gegen knabenhafte Ausgeburten, Kokette Frecheiten und gegen das nazarenische Schächerthum so wenig verwahrt und gewehrt haben.

Aller Hochachtung und aufrichtigen Huldigung jedes redlichen Kunstfreundes sind daher jene Männer werth, welche inmitten dieser Kunstwirren der eigentlichen Geschichtsmalerey den Ehrenplatz, der ihr gebührt, und den sie in Münchens, Stuttgards, Dresdens Königspallästen, in Roms Villa Massimi, im Museum von Versailles sich erworben, auch im Vaterlande vindiciren möchten, die versuchen, dem Volke, das nicht aus Büchern sein Wissen schöpft, die Großthaten seiner Ahnen, die Liebeszeichen eines braven Volkes gegen seine Fürsten, die schönen tiefsinnigen heitern Sagen des Landes lebendig, ergreifend und befeuernd vor die Seele zu stellen. Freylich muß manches Buch gelesen, manche vergilbte Chro- nik durchblättert, Costum- und Zeitkenntniß mühsam zusammengebracht werden, freylich gehört eine reiche Einbildungskraft, gehört hohe Begeisterung dazu, ein ächtes und ergreifendes Geschichtsbild zu malen, in Summa eine hohe Bildung, und wie Viele — das heißt wie Wenige unter den Vielen, die da malen, besitzen sie?

Die Custoden der K. K. Gemäldegallerie Carl R u f (durch eine Reihe von Compositionen aus den vaterländischen Geschichten und Sagen) und Lud- wig S c h n o r r von Karolsfeld (hauptsächlich durch seinen genialen Faust) schlugen vor Allen diesen schönen Weg ein, von dem mit Recht noch gesunde Lebenskraft für die Malerey zu hoffen ist. G e i g e r (J. N.), von P e r g e r, L e a n d e r R u f, H e i n r i c h S c h w e m i n g e r folgten ihnen.

Ein neuer erfreulicher Beweis dieses gesunden Kunststrebens ist Ludwig S c h n o r r's großes Ohlgemälde, dessen Gegenstand die Schleyerfindung, welcher Klosterneuburg seine Stiftung verdankt, dessen Refectorium es zieren soll. Die Composition dieses Bildes leidet an einiger Zerstreutheit, die Gruppen sind nicht gehörig verbunden, der Mittelgrund hat im Verhältnisse zu dem detaillir- ten Hintergrunde zu wenig Kraft, einzelne Figuren sind schwer zu motiviren,



allein diese Mängel sind weniger dem Künstler als dem Stoffe, dem an und für sich die künstlerische Klarheit abgeht, und hauptsächlich dem Umstande, dem leidigen Umstande, dem uns eben nicht ehrenden aber wahren Umstande zuzuschreiben, daß der Mangel an Gelegenheit zu räumlich-großen Compositionen dem Künstler als etwas Befangendes, Ungewohntes entgegentritt. Sonderbar, der Anfang und die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward durch die gleichzeitige Restaurirung und künstlerische Ausschmückung der meisten Klöster und Gotteshäuser bezeichnet, die Decken, Altäre und Kuppeln harten der Künstlerhand, die sie verherrlichen sollte; die Künstler der damaligen Zeit aber erfüllten diese Räume mit wenig erbaulichen Gestalten. Jetzt gäbe es Künstler, werth große Aufgaben würdig zu lösen, — aber es fehlen die Räume und über den Vorstehern der Convente ruht nicht der Geist des großen Papstes Julius, welcher die Fresken wackerer alter Meister übertünchen ließ, damit Raphael Würdigeres auf jenen Räumen schaffe. Eine rühmliche Ausnahme, wir wollen hoffen einen nachahmungswerthen Anfang, machte Klosterneuburg und die Wahl des Künstlers ehrt Beyde. — Die einzelnen Gruppen sind mit Geist entworfen und mit der Präcision und Durchbildung der Zeichnung, die wir an Schnorr gewohnt sind, zugleich aber mit so kräftigem unbefangenen Pinsel dargestellt, daß wir der ächten Künstlernatur, die nie rastet, und immer vorwärts schreitet, unsere aufrichtige Bewunderung zollen müssen. Wir schließen hier, indem wir über das Detail der frommen Sage und des Bildes auf den in Nr. 325 der Wiener Zeitung enthaltenen Aufsatz des Hrn. Carl von Sava hinweisen, eines, — mit Preleuthner und wenigen Andern — der seltenen Kunstfreunde, die nicht auf floskelirende Schönschwäzerey bey ihren Aufsätzen ausgeben, sondern denen die Kunst eine heilige, ernste Angelegenheit ist, die ohne Menschen- und Stümpferfurcht in ihren Erscheinungen frey und offen nach bestem Wissen und — Gewissen besprochen werden will.

Ernst Lemyl.

## L i t e r a t u r b l a t t .

Almanache für 1843.

Huldigung den Frauen.

Herausgegeben von J. F. Castelli. 21. Jahrgang. Wien, Tendler und Schäfer.

Die Stahlstiche dieses Taschenbuches sind heuer ungewöhnlich schön; besonders hat das Titelbild von Geyer eine duftige Durchsichtigkeit von trefflicher Wirkung; doch auch von den übrigen sind ein Paar sehr gelungen. — Von den Prosafassungen finden wir „Das Gesellschaftsräulein,“ einfache Erzählung aus dem Leben vom Herausgeber, welche ihrer Überschrift entspricht und ein einfaches Verhältniß auf ergreifende Weise durchführt. „Geschichte zweyer Bettern.“ Novelle von L. Kruse. Der selige Verfasser hat Besseres geschrieben, als dieser Aufsatz ist; doch bietet er mannigfaltige Erlebnisse, die nicht ohne psychologische Begründung seyn dürften. „Lobestimmen.“ Erzählung nach einer wahren Begebenheit von H. Meynert, ist des wohlverdienten Rufes dieses Autors würdig, obwohl meines Erachtens für ein „Huldigungsbuch der Damen“ etwas zu düster. „Frauenliebe und Geisterleben.“ Novelle von M. J. Schindler. In Erfindung und Ausführung stellt sich ein reiches Talent dar; die etwas frivole Tendenz des Ganzen macht es nur gerade für diese Bestimmung nicht sonderlich geeignet; übrigens, wie gesagt, ein bedeutendes Talent. „Die Garimpeires.“ Historisch-romantische Erzählung von F. Menck-Dittmarsch. Auch hier spricht sich eine schöne Anlage aus; der Aufsatz befriedigt übrigens mehr durch die phantastische Darstellung als durch Handlung



oder Charakteristik. „Der Lumpensammler.“ Novelle von Luise Beck. Die Verfasserin hat es an den herkömmlichen Ingredienzen ihrer Arbeiten nicht fehlen lassen, um etwas recht Buntes darzubringen; der „Lumpensammler“ macht jedoch seiner Benennung keine Schande. — Der letzte prosaische Beytrag der Huldigung ist „Vetter Benjamin.“ Erzählung von G. Straube, dem wir, als unserem Mitarbeiter, nichts Übles nachsagen wollen, um ihn nicht zu kränken, und nichts Gutes nachrühmen dürfen, um nicht als parteyisch zu erscheinen. Das Publicum wird urtheilen. — Von den Gedichten enthält der Almanach, außer den Namen Bauernfeld, Bube, Feuchterleben, Frankl, Grün, Hammer-Purgstall, Holtei, Leitner, W. Paoli, Prechtler, Seidl, Vogl, wo der Name der Verfasser für den Werth der Gaben einsteht, noch Prosodisches von Baumann, Hannusch, Camillo, Hell, Kilzer, C. G. Langer und Rain, dann von drey uns bisher unbekannt gebliebenen Einsendern: Bafhy, Stratimirovich und Teleky, von denen besonders der Erstere vielversprechend erscheint.

### A u r o r a.

Herausgegeben von J. G. Seidl. 19. Jahrgang. Wien, Riedel's sel. Witwe und Sohn.

Auch hier erfreut sich das Auge an besonders werthvollen Bildern, nach Ender, Flarmann, Nahl d. J., Hayez, Ranftl und Gauer mann d. A.; von Armann, Dworzack, Beyer, Krepp und C. Nahl in Stahl ausgeführt; mehrere dieser Producte des Grabstichels können mit den gepriesensten des Auslandes rivalisiren. — Den literarischen Theil betreffend, so enthält dasselbe: „Die Schlangenzungfrau.“ Böhmisches Volkslied von G. Straube. „Der Urlaub.“ Novелlette von H. Adelan. „Victor.“ Novelle nach dem Ungarischen des G. Tretter von G. Steinaker. „Alm-Nagel.“ Bild aus der Alpenwelt von Dr. A. Bacherer und „Auguste.“ Historische Erzählung von Ludovica Wallenheim, worunter die letzte die beste, die zweytenannte die schwächste seyn dürfte; lesenswerth sind sie alle und werden der Beliebtheit dieser Neujahrs-gabe keinen Abbruch thun. — Die Rubrik „Gedichte“ ist bedacht von den H. H. Seidl, Gnk, Hammer-Purgstall, M. Communis, von Wend, Anna Irma Sigerist, J. F. Castelli, L. A. Frankl, Fitzinger, Zusner, C. Rain. Es sind größtentheils sehr hübsche Sachen; der Herausgeber ist, wie immer, *primo loco* zu nennen. „Die Reliquien“ von A. S. Sigerist verdienen um ihrer schönen Idee willen, belobt zu werden; Frankl ist kräftig und sprachgewandt, wie man ihn kennt; Castelli's „Testament“ sehen wir als ein Compliment für unsere Zeitschrift an, das wir zu verdienen trachten werden.

An die „Aurora“ schließen sich „Iduna,“ „das Weilchen,“ „der Freund des schönen Geschlechts“ mit Modebildern und Kupferstichen aller Art, auch nebenher mit Prosa und Poesie ausgestattet. Es finden sich in allen Dreyen gute Namen und mitunter auch gute Sachen. G.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Notizenblatt.

Thalberg. In einem kritischen Aufsatz über Thalberg, welchen eine englische Zeitschrift unter ihrer stehenden Rubrik: „Zeitgenössische Tonsetzer“ (Co-



temporary Musical Composers) kürzlich mittheilte, kommt folgende Angabe vor. „Es hat sich schon zu wiederholten Malen das Gerücht verbreitet, und, wie es heißt, dürfte sich dasselbe in Bälde bewähren, daß der große Virtuose jetzt schon im Alter von kaum 32 Jahren auf dem Punkte steht, seine glänzende Laufbahn zu verlassen, seine Leistungen auf den von Liszt sarkastischerweise sogenannten „tréteaux musicales,“ für immer aufzugeben, um sich hinfür bloß der Composition, oder, wie Andere behaupten, dem Studium der Chemie zu widmen. Wir hoffen und wünschen,“ wird schließlich hinzugefügt, „daß er sich lieber der erstern weihen werde, da ihm der schöpferische Geist der Melodie sicherlich nicht fehlt, und auch eine ergiebige Ader der Erfindung in ihm wohnt. Würde er nun in Zukunft die ihm unschwer zu erringenden Eigenschaften gebiegener Construction und Selbstverschiebung (self-postponement, was wohl Reißwerdenlassen der Arbeit bedeuten soll) dazu gesellen, würde er die in ihm auftauchende Idee den Wirkungen vorziehen, die durch seine eigenen unvergleichlichen Hände hervorgebracht werden müssen, so dürfte er, bey einem, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, noch langen Leben voll Gesundheit und sorgenlosen Glückes, das vor ihm lachend ausgebreitet liegt, eine Reihe von Werken schaffen, die nicht bloß in der Partiturenammlung des Pianofortepieters, sondern des Tonkünstlers überhaupt eine hervorrangende Stelle einnehmen werden!“ F. M.

Theater = Bulletin. Im bevorstehenden Carneval wird das Theater Pergola in Florenz gar keine neue italienische Oper bringen, sondern zwey fremde und zwar „La reine de Chypre“ von Halevy und „der Freyschütz“ von Weber.

„Der ZauberSchleyer“ in der Josephstadt mit der neuen Wandelcourttine will nicht recht ziehen; man findet die Ansichten etwas kleinlich, so daß sie in der That nur als eine Art von Bignetten erscheinen. Ubrigens bürgt die Geschicklichkeit des Hrn. Sachimovich für die treffliche Ausführung der Bildchen, die schon um des vaterländischen Interesse wegen Jeder einmal beschauen sollte. 10.

### Modebericht.

Der schönste Ausputz für Ballkleider sind Blumenguirlanden, in welchen heuer wieder sehr viel Neues geleistet worden ist; meistens haben sie montants an beyden Seiten des Rockes.

Die Cashmirs behaupten ununterbrochen ihre Geltung; neue Sendungen, die den ersten Modehändlern von Paris zugekommen sind, finden wieder dieselbe empresseirte Nachfrage, als ob dieser Artikel erst im Gebiete der Mode neu zum Vorschein gekommen wäre.

Bloße Arme gelten in Soirées als etwas Vorzügliches; Kleider, zu solchen Zwecken bestimmt, haben daher kurze, platte, wenig aufgepußte Ärmel, da die Schönheit des Armes alles Übrige ersetzen soll. Indessen hat man auch Mitaines hiezu und zwar von schwarzem, violetten oder grünen Sammt mit nuancirter Stickerey und von Oben bis Unten mit Schnüren gezogen, welche in Eicheln oder Gagat, Gold u. dgl. auslaufen. Der Effect derselben könnte nicht schöner seyn. 6.

### Modebild XXXXII.

Ballkleid von Seidentüll mit drey über einander fallenden Röcken, welche durch Rosenbouquets aufgezoogen sind. Nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

Die Coiffure ist von Hrn. Th. Zeipel, bürgl. Damenfriseur, am Graben, Trattnerhof, Nr. 618, im zweyten Hofe, vierte Stiege.